



Hans-Martin Gauger

## Bei wem haben Sie studiert?

Ach, Europäer waren wir fast alle – wir, die wir in den fünfziger Jahren studierten. Da waren positive Gründe: Einheit, Zusammenarbeit sollten sein, wo immer es ging. Aber starke negative Gründe hatten wir auch. Denn wir Deutschen hatten nach dem ›Zusammenbruch‹ für nationales Empfinden nicht viel Raum. Wo immer wir hinkamen, war Anlass, die Köpfe einzuziehen. In Europa gab es nur zwei Länder, in denen wir keine Probleme hatten: in Spanien und, bereits etwas außerhalb Europas, in der Türkei. In Italien stieß man gelegentlich auf Leute, die sich halbwegs entschuldigten, weil man uns da kurz vor dem Ende hatte sitzen lassen, aber dies freute uns nicht. Und in England, in Leicester, als ich dort 56/57 studierte, wurden wir deutschen Studenten immer wieder, eigentlich nett und quasi sportlich, gefragt: »Ja, warum seid ihr damals nicht gekommen?« Beim ersten Mal verstand ich die Frage nicht. Gemeint war, aber davon wussten wir kaum etwas, Dünkirchen, 1940. Was sollte unsereiner da sagen? Überhaupt: Der Krieg war damals in England noch ungeheuer gegenwärtig, viel, viel mehr als in Frankreich, und eigentlich hätte es ja umgekehrt sein müssen. Für uns hieß Europa Frankreich, hieß vor allem das deutsch-französische Verhältnis – und in diesem Punkt waren wir alle auch mit Adenauer einig. Und mit den Jungen jetzt haben wir nicht selten Probleme, weil ihnen unser Verständnis für Frankreich, unsere Sympathie auf die Nerven geht. Ein Journalist hat es mir offen zugegeben: Er habe genug davon, höre diesen Sums ständig bei seinen Eltern.

Zu Frankreich hatte ich persönlich besonders enge Beziehungen, weil ich von 1949 (da war ich 14) bis 1952, also drei Jahre lang, Schüler, gar Internatsschüler, zweier französischer Schulen war – erst in Tübingen, dann in Konstanz: rein französische Schulen, die für die Kinder der Besatzungsmacht eingerichtet worden waren. Und ich hatte ein Stipendium der französischen Regierung. Dies

übrigens haben unter den vier Besatzungsmächten nur die Franzosen angeboten. Es war amtliche Pariser Politik: Die Fehler von 1918 sollten diesmal vermieden werden. Danach machte ich auch noch – unnötigerweise – das Abitur, denn ein Beamter des Oberschulamts in Tübingen, den ich danach gefragt hatte, machte mir in gemütlichem Schwäbisch klar, was mir bei dieser Gelegenheit besonders unangenehm aufstieß, dass dies unumgänglich sei: »Natürlich kennten Sie, wenn Sie Franzose wären, mit diesem ›baccalauréat‹ hier schtudieren, aber als Deutscher brauchen Sie doch das deutsche Abitur.« Schon damals, 17-jährig, war ich über diese Auskunft ›europäisch‹ schockiert. Sie war ja auch sicher unzutreffend. Aber dies war mir nicht bewusst, und so machte ich den zweiten, leichteren und spezielleren Teil des ›baccalauréat‹ nicht mehr – dafür dann in der Tat das »deutsche Abitur« (in Biberach an der Riss). Und da konnte, da musste ich unwillkürlich die beiden stark verschiedenen Schulsysteme vergleichen.

Der durchweg klassisch frontale Unterricht bei den Franzosen war in allen Inhalten zentral und also von oben, somit von Paris her, vorgegeben, und alles war stark stoff- und lernbezogen; auch reine Gedächtnisleistungen, schon damals bei uns nicht hoch im Kurs, wurden keineswegs verachtet, ebenso wenig, etwa im Aufsatz, die formale Schulung im Gebrauch der eigenen Sprache. Und es herrschte das von den Jesuiten herkommende Prinzip des ›ehrlichen Wettbewerbs‹, ›honestam aemulationem‹. Jeder konnte da zeigen, was er wusste: Fortlaufend wurde es einem bescheinigt, für jede Arbeit erhielt man nicht nur eine Note, es wurde einem auch der erreichte Rang in der Klasse mitgeteilt, also etwa: 12 von 20 Punkten und Fünfter unter 14. Irgendetwas, muss ich zugeben, gefiel mir daran.

Auch unter diesen ›europäischen‹ Voraussetzungen konnte ich danach an der *Universität* die Exaltierung des sehr freien deutschen Systems und die Abwertung des

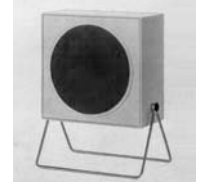


französischen, italienischen, spanischen oder auch, aber in mindere Grad, des englischen, wie sie mir durchweg entgegnetrat, nicht einfach nachvollziehen. Das entschiedene Schulmäßige dort war mir nicht so unangenehm, und die Freiheit an der deutschen Universität nicht dermaßen positiv, obwohl sie mir insgesamt doch passte. Mir war die deutsche Hochschule immer zu wenig Schule. Meine Meinung war (und ist): Für die Guten ist unser System besser, das System außerhalb Deutschlands aber besser für die nicht so Guten, die nicht von sich aus so Motivierten, also für die Mehrheit. Und so etwas wie eine ›Grande École‹ für die ganz Guten hätte mir vielleicht – vielleicht – schon auch gefallen.

Als ich mich Sommer 54 in Tübingen immatrikulierte, gab es für die ›Neuen‹ eine große feierliche Veranstaltung. Da sprach – nach dem Rektor – der damals hochberühmte, allseits verehrte, vormals Berliner Philosoph Eduard Spranger. Der Titel seiner Rede war stark Max-Weberisch: »Studium und Lebensführung«. Wer von uns heute würde es wagen, mit einem solchen Thema vor Studenten zu treten? Spranger – »Meine lieben Studenten und Studentinnen!« – erklärte gleich eingangs, dass es an der deutschen Universität, wie sie jetzt sei, »wohl vieles zu kritisieren und zu reformieren« gebe. Da war er also offen. Jedoch müsse man wissen, dass solche Kritik und davon ausgehende Reformen im »Geiste« der deutschen Universität, also in dem des »klassischen deutschen Liberalismus, eines ethischen Liberalismus«, zu geschehen hätten – Humboldt also. Es gebe an der deutschen Universität »ein Maß von persönlicher Freiheit wie in keinem anderen Hochschulsystem«. Ein Amerikaner (er sagte nicht, welcher) habe einmal gesagt: »Der deutsche Student genießt mehr Freiheit, als irgendein Mensch in der Welt hat und haben sollte.« Es ist ja nicht unwitzig. Da sei man, so Spranger, gleich am »springenden Punkt«. Der Mann war nicht unpolitisch: »Wollt ihr Freiheit, so müsst ihr sehen, wie ihr die deutsche akademische Lebensordnung aus diesem ihrem Geiste reformiert! Wollt ihr Gebundenheit, so ahmt das amerikanische System nach! Wollt ihr Unfreiheit – die Universitäten in der deutschen Ostzone zeigen euch, wie das aussieht!« Das amerikanische Universitätssystem also in seltsamer Zwischenstellung zwischen den konträr entgegengesetzten in den beiden Teilen Deutschlands ... Der Redner konkretisierte uns diese Freiheit so: Die Universität sei nicht wie ein Reisebüro, das einem die Sehenswürdigkeiten von vorneherein festsetze: »Sie können sich die Sehenswür-

digkeiten oder ›Hörenswürdigkeiten‹ an Ihrer Hochschule selbst aussuchen. Sie werden nicht am Schluss jedes Semesters mit Zwischenprüfungen geplagt. Es kontrolliert Sie buchstäblich niemand, weder in Ihrem Studium noch in Ihrer Lebensführung.« Dann aber: »Sie existieren in der Atmosphäre – hier sage ich nicht: der absoluten Freiheit, sondern der ernstesten Selbstverantwortung.« Da ist er: der »klassische deutsche, der ethische Liberalismus«. Klänge für uns heute wie aus einer anderen Welt! Trotzdem: Das mit der freien Wahl der »Hörenswürdigkeiten« ist noch immer ein Punkt. Übrigens kam mir (und sicher nicht nur mir) der edle Greis schon damals etwas historisch vor.

Ich nenne knapp einiges von dem, was ich meine, wenn ich sage, dass mir in unserer Universität zu wenig Schule war. Als Student wurde ich kaum geführt, und als Lehrer konnte ich so viel nicht führen, wie ich wollte, in Einzelfällen natürlich schon. Mit Neid hörte ich einmal im Fernsehen den Bericht eines Professors aus Oxford, der auf die Frage, wie lange er brauche, um zu erfahren, dass ein Student nicht mehr mitmache, schlicht sagte: »Drei Wochen.« Die ihm zugewiesenen (nota bene) Studenten sehe er jede Woche, da bespreche er die von ihm, dem Professor, inzwischen gelesene Arbeit, der Student bekomme eine neue aufgetragen für die nächste Woche, einmal dürfe er unbegründet fehlen, beim zweiten Mal werde nachgeforscht. Wir dagegen erfahren nur zufällig, wenn ein Student aussteigt. Eigentlich ist das System Humboldt allein schon, zumindest in den ›großen‹ Fächern, durch die hohen Zahlen an sein Ende gekommen, denn bei den geringen Zahlen zuvor, bei denen jeder jeden kannte, gab es automatisch so etwas wie Kontrolle. Übrigens spreche ich, wenn ich nichts anderes dazusage, nur von der Philosophischen Fakultät. Da war nun zu meiner Zeit in der Tat für die Studenten (und wir waren schon viele) so gut wie gar keine Kontrolle. Es gab sie allenfalls über die (eigentlich wenigen) Scheine, die man für das Staatsexamen vorlegen musste. Mich störte nicht wenig die mir als unreal und auch etwas anmaßend vorkommende und überall anzutreffende Distanzierung von der Schule. Die Zwischenprüfung, Mitte der sechziger Jahre eingeführt, erfüllte kaum den ihr zugeordneten Zweck. Sie sollte ja die ungeeigneten Studenten, die also ein für sie falsches Fach gewählt hatten, schon zu einem weit früheren Zeitpunkt blockieren als erst durch das nicht bestandene Examen. »Da musste man«, sagte mein Lehrer Mario Wandruszka, »gestandenen Männern, zum Teil bereits Vätern,



auch Frauen, auch schon Müttern, klarmachen, dass sie einen Beruf gewählt hatten, den sie nie hätten wählen dürfen!« War dies nicht ein Problem – geschaffen durch fehlende Kontrolle? Dann: Keinen Bestandteil dieses Exams konnte man vorher erledigen, »wegprüfen«. Alles musste bis zum definitiven Abschluss, der irgendwann sein konnte, mitgetragen werden (ich sage nicht »mitgeschleppt«). Es gab die Klausuren (übrigens immer weniger), schließlich, viele Wochen später, die einstündige und entscheidende *mündliche* Prüfung, in welcher die Gesamtnote festgesetzt wurde. Hier störte mich die, fast möchte ich sagen, doofe Fiktion, man müsse, man *könne* an *einem* Tag und dann noch abhängig von der Tagesform *alles* parat haben. Und an der mündlichen Prüfung störte mich als Prüfenden, dass die Kandidaten (es waren übrigens in meinem Fach meist, Tendenz stark steigend, Kandidatinnen – aber ich bleibe bei dem sprachlich korrekten, ja vorgeschriebenen, aber, zugegeben, ungerechten »generischen Maskulinum«), dass also die Kandidaten zudem eine Reihe von sogenannten »Spezialgebieten« mitbrachten, mitbringen *mussten*, die, übrigens kaum kontrollierbar, vorher abgesprochen waren. Manche Prüfungen wurden nur dadurch objektiver, dass der gewählte Prüfende (*nota bene*: man hatte ihn *gewählt*) die Absprachen nicht mehr präsent hatte und aus Versehen Unerwartetes fragte. Kaum je habe ich erlebt, dass etwa in französischer Literatur über die Spezialgebiete hinaus *zusätzlich*, nur so zur Kontrolle, eine schlichte Frage wie »Wer war Victor Hugo? Was wissen Sie über ihn?« gestellt wurde. Es wäre ja eine reine Lernsache gewesen! Einen französischen oder spanischen oder italienischen Kollegen hätte dies kaum gestört. Nichts galt und gilt bei uns, das nicht ganz persönlich erlesen und also »erlebt« wurde – »Das Erlebnis und die Dichtung«, wie Wilhelm Diltheys berühmter und schöner Titel von 1906 lautete. Davon hat sich bis heute viel erhalten. Anderswo also, in Frankreich, in Spanien, Italien wurde jährlich geprüft, und dieser Teil war dann erledigt, man rückte da vor von Jahr zu Jahr, und wenn man durchfiel, hatte man – eine kleine Katastrophe, die aber nicht selten war – »ein Jahr verloren«. Was zählte bei uns – ein Jahr? Mich störte auch immer, denn dies war die unvermeidliche Folge, im Vergleich mit den französischen, englischen, spanischen, italienischen Absolventen, das »hohe« Alter der unseren. Und dies war ja nun auch und zunehmend ein europäisches Problem.

Ich war also durchaus nicht gegen »Bologna« und habe in der Kommission für die »Bologna«-Umsetzung noch

ganz am Ende meiner aktiven Zeit mitgearbeitet. Selbstverständlich war es in den exakten Disziplinen immer schon reglementierter, und in der Medizin gab es das gefürchtete »Physikum«, nach welchem es wieder gemütlich wurde. Inzwischen aber gibt es Reglementierungen überall: Bachelor und Master haben die alten Staatsexamina, auch das alte, besonders angesehene Diplom in den Naturwissenschaften fast ganz ersetzt. Und die Zwischenprüfung gibt es natürlich nicht mehr. Diese Studiengänge werden, wie es scheint, auch von den Studenten neuerdings positiver oder weniger negativ eingeschätzt. Es gab ja auch – nach den Protesten – lockernde Korrekturen. Der erlebte Stress ist bekanntlich dann am größten, wenn erstens viel verlangt und zweitens kein Spielraum für eigene Entscheidungen bleibt: »demand and control«. Es gibt einen Bericht des Deutschen Studentenwerks aus diesem Jahr (er wird alle drei Jahre erstellt), der dieses Ergebnis zeigt: Nur noch 48 Prozent der Befragten meinen, die zeitliche Belastung sei zu hoch, vor drei Jahren waren es 56 Prozent. Und jetzt gehen auch die während des Studiums erworbenen »Punkte« in die Endnote ein, was den Druck erhöht. Eine Endprüfung gibt es in diesem Sinne nicht mehr – eine große Neuerung! Und die »fremden«, also im Ausland erworbenen ECTS-Punkte (das ist die »Bologna-Währung«) werden nunmehr »zu Hause« zumeist angerechnet. Allerdings, denn dies sollte doch gerade »europäisch« steigen, stagniert die Quote der Auslandsstudien auf niederen 30 Prozent. Und wieder einmal zeigt sich da die enorme soziale Ungerechtigkeit unseres Systems: Wenn die Eltern der Studierenden Akademiker sind, geht es doppelt so häufig ins Ausland wie bei den anderen! Überhaupt: Die Zahl der Arbeiterkinder an der Universität ist nicht gestiegen, sondern seit 1982 kontinuierlich gesunken (abgesehen von 2009); 59 Prozent der Studenten kommen »aus gehobenen oder besonders begüterten Schichten«, oder: Von 100 Akademikerkindern gehen 71 an die Universität, von den anderen 24 (so Bernd Rütters in einem sehr kritisch pointierten und vielleicht doch etwas korrosiven Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 22. Mai 2013). Die Gebührenfreiheit hat, jedenfalls bisher, nichts gebracht. Übrigens ist oder war, denn er verliert sich zusehends, der emphatische Begriff »Akademiker« eine speziell deutsche Angelegenheit – der analoge Begriff »universitaires« in Frankreich (denn die »académiciens« sind etwas anderes) hat diese Stellung nicht, auch nicht der »university graduate« in England.



Keine Frage also: Die deutsche Universität ist in den letzten Jahrzehnten europäischer geworden. Und es musste auch etwas geschehen. Als vor rund zehn Jahren bei einem der alljährlichen Treffen des Freiburger Rektors mit den Emeriti diesen die Neuerungen dargelegt wurden und da auf größte Skepsis stießen, sagte mir Rektor Jäger beim Hinausgehen: »Das sind gerade die Leute, die in ihrer aktiven Zeit sich all dem verschlossen haben!«

Trotzdem ist die Frage zu stellen: Was ist geblieben von dem *Positiven*, das da ohne Zweifel war? Ist etwas geblieben von Humboldt, von der Freiheit, über die Eduard Spranger 1954 in so hohem Tone redete, oder – konkreter und schlichter – etwas von der Möglichkeit der Studierenden, wie er sich ausdrückte, sich an der Universität »die ›Hörenswürdigkeiten‹ selbst auszusuchen«? Dass die damals abwesende Kontrolle während des Studiums – »es kontrolliert Sie buchstäblich niemand« – nun durch die ›Modularisierung‹ des Studiums sehr präsent ist, ist evident. Etwas Wichtiges ist aber doch geblieben. Als ich einmal – vor Jahren in Spanien – eine Spanierin, die eben ihr Studium pünktlich abgeschlossen hatte, in Anwesenheit des in Berlin lehrenden spanischen Politologen Ignacio Sotelo fragte: »Bei wem haben Sie studiert?«, unterbrach mich dieser: »Das ist eine deutsche Frage!« Aber natürlich studiert man auch in Spanien ›bei jemandem‹. Doch hat man sich den oder die dort nicht selbst ausgesucht – er oder sie war halt gerade dran, als die entsprechende Veranstaltung zu absolvieren war. Also bei uns in Deutschland (und auch in der Schweiz und in Österreich) ist diese Frage, die eine *Wahlmöglichkeit* impliziert, noch immer sinnvoll: Bei wem haben Sie studiert?

\* *Studium und Lebensführung*. Zwei Reden am Dies Universitatis 1954 von Professor Dr. theol. Franz Arnold, Rector Magnificus und Professor Dr. Eduard Spranger. Tübingen 1954